

Der Mietskontrakt.

Eine Berliner Geschichte von **Friedrich Lorenzen.**

1. (Nachdruck verboten.)

Nach langem Suchen hatte der Regierungsassessor Doktor Fritz Gerold endlich eine Wohnung gefunden, die sowohl ihm selbst, als auch seiner Braut und seiner künftigen Schwiegermutter, der Frau Geheimrätin Bauer, ausnehmend gut gefiel. Die Wohnung lag in der Königgrätzerstraße, ganz in der Nähe des Landwirtschaftsministeriums, in das er kürzlich infolge einer Arbeit über das mittelalterliche Anerbenrecht, die große Anerkennung in Juristenkreisen gefunden hatte, berufen worden war. Die Wohnung lag im zweiten Stock eines großen hochherrschaftlichen Hauses, zählte fünf schöne, große Zimmer, reichliches Zubehör, und auch alle erdenklichen Bequemlichkeiten waren vorhanden. Sie sah zwar ein wenig verwahrlost aus und mußte von Grund aus renoviert werden, schien aber sonst im Vergleich mit den zahllosen anderen Wohnungen, die man besichtigt hatte, ein wahres Juwel zu sein. Nur der Preis, zweitausendzweihundert Mark, erschien ungebührlich hoch zu sein. Doch meinte der Portier, der sich als Vizewirt Kiospolski vorstellte, daß der Besitzer des Hauses, Herr Arnold Lehmann, bezüglich des Mietspreises mit sich reden lassen werde.

So schickte sich denn der Assessor an, mit dem Hausbesitzer Verhandlungen anzuknüpfen und, wenn er von seiner Forderung herunterginge, gleich den Kontrakt abzuschließen.

Die Frau Geheimrätin gab ihm noch den guten Rat mit auf den Weg: „Sei nur recht vorsichtig beim Unterzeichnen des Mietskontrakts! In dieser Beziehung sollen nämlich in Berlin geradezu schauderhafte Zustände herrschen. Meine Freundin Elli, die Frau des Rechtsanwalts Steinert, hat mir erzählt, daß so ein unglückliches Menschenkind, das ohne weiteres seinen Namen unter so einen Korsarenbrief setzt, sich ganz in die Gewalt seines Hauswirts begebe und aus dieser unwürdigen Sklaverei nur unter großen Opfern befreit werden könnte."

Fritz Gerold lächelte überlegen. Er stand mit seiner teuren Schwiegermama immer ein wenig auf dem Neckfuß, und es ärgerte ihn, daß sie ihm in einer rechtlichen Angelegenheit einen Rat geben wollte. Deshalb sagte er: „Aber Mamachen, du brauchst dir da wirklich keine Sorgen zu machen. Bei anderen Leuten, die von unseren Rechtsverhältnissen keine Ahnung haben und alles, was man ihnen vorlegt, ungelesen unterschreiben, wäre eine solche Warnung natürlich sehr am Platze. Aber bei mir dürfte sie doch wohl überflüssig sein; du hast wohl ganz vergessen, daß ich Jurist bin."

Um die Lippen der Geheimrätin spielte ein munteres Lächeln.

„So, so," sagte sie, „du bist Jurist?! Davon habe ich ja noch gar nichts gewußt! Denn sonst hast du doch immer gesagt, du seiest kein Jurist, sondern Verwaltungsbeamter."

Der Assessor erwiderte unmutig: „Natürlich bin ich Verwaltungsbeamter, Gott sei Dank! Und wenn ich eben das Wort ‚Jurist' brauchte, so wollte ich damit selbstverständlich nur sagen, daß ich doch meine vier Semester Jura studiert und mir den juristischen Doktorhut geholt habe, also doch wohl imstande sein müßte, mich vor der Unterzeichnung schikanöser Kontrakte zu hüten."

Die Geheimrätin lächelte noch immer still vor sich hin, als ob sie sagen wollte, daß sie der juristischen Weisheit ihres lieben Schwiegersohnes nicht so recht traue, doch sprach sie diesen ketzerischen Gedanken nicht aus, sondern begnügte sich damit, ihm ein freundliches „Na, dann viel Glück auf den Weg!" zuzurufen. —

Feldmarschalleutnant Conrad v. Hötzendorf,
der neue österreichisch-ungarische Generalstabschef.
(S. 3)

So ganz unberechtigt war die Warnung der Geheimrätin nicht, denn es wurden oft Kontrakte den vertrauensseligen Mietern vorgelegt, die sie bei wörtlicher Durchführung einfach zu einem Spielball in der Hand des Hausbesitzers machten. Derartige Kontrakte stammten noch aus den Siebzigerjahren, wo alles nach Berlin, der neuen Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches, strömte, und infolge des ungeheuren Menschenzuflusses eine so große Wohnungsnot eintrat, daß die Hausbesitzer sich vor Übermut nicht zu lassen wußten.

Inzwischen haben sich aber die Verhältnisse etwas geändert, und wenn auch vielfach noch die alten Kontrakte gebraucht werden, so wird es mit ihnen im allgemeinen doch nicht mehr so streng genommen. Die rechtlich denkenden Hausbesitzer sind froh, wenn sie ordentliche Mieter haben, und denken gar nicht daran, von all den Rechten, die der Kontrakt ihnen zuspricht, Gebrauch zu machen; sie haben sogar meistens nichts dagegen, wenn man ihnen die schlimmsten Paragraphen einfach ausstreicht.

In der Hand eines übelwollenden Hausbesitzers aber bildet einer jener Mietskontrakte noch immer eine furchtbare Waffe, und der Mieter ist zu bedauern, der einem solchen Manne ins Gehege kommt. Jedenfalls tut man gut, wenn man sich seinen Hauswirt erst ordentlich ansieht und Erkundigungen über ihn einzieht, ehe man sich in seine Gewalt begibt. Menschenkenntnis und Lebenserfahrung leisten hier vortreffliche Dienste und schützen vor unliebsamen Nackenschlägen.

An Menschenkenntnis und Lebenserfahrung aber fehlte es dem guten Assessor vollständig. Er war zwar ein äußerst gelehrtes Haus, aber in den meisten Fragen des praktischen Lebens so unwissend wie ein Kind. Auch waren ihm, da er auf dem Gut seines Vaters aufgewachsen war und seine Studienjahre und die Vorbereitungszeit für den Staatsdienst nur in ganz kleinen Städten zugebracht hatte, die großstädtischen Verhältnisse vollkommen fremd. Von der Eigenart des Berliner Lebens hatte er vollends keine Ahnung, wenn er dies auch in seiner Selbstgefälligkeit niemals zugeben wollte.

— — Herr Arnold Lehmann wohnte in einer vornehmen Villa am Kurfürstendamm. Er saß in einem großen Sorgenstuhl am Fenster und las die Kreuzzeitung. Er war ein alter Herr mit freundlichen, jovialen Gesichts-

zügen. Das schwarze Samtkäppchen, das auf seinen weißen Haaren thronte, und sein lang herabfallender Bart gaben ihm fast das Aussehen eines alttestamentarischen Patriarchen.

Der Assessor fand sich aufs angenehmste enttäuscht. Er hatte erwartet, einen ungebildeten Parvenü anzutreffen, und fand jetzt einen feinen, gebildeten alten Herrn vor sich, der noch dazu Abonnent der vornehmen, feudalen Kreuzzeitung war; das Geld schien bei ihm gar keine Rolle zu spielen. Ohne mit der Wimper zu zucken, ließ er ganze vierhundert Mark von dem Mietspreis ab, als der Assessor erklärte, daß er gegenwärtig nicht mehr als achtzehnhundert Mark zahlen könnte. Ja, er bot ihm sogar in feiner, wahrhaft freundschaftlicher Weise ein größeres Darlehen zur Bestreitung der unausbleiblichen großen Ausgaben der Hochzeit und der Hochzeitsreise an. Der Assessor erwiderte jedoch, daß er das freundliche Angebot mit Dank ablehne, da er mit Geld hinreichend versehen sei.

Über die freundlichen Züge des Hausbesitzers flog einen Augenblick ein Schatten. Es schien den alten Herrn zu kränken, daß man seine so selbstlos angebotene Hilfe so kurz ablehnte; freundlich sagte er: „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Assessor, daß ich Ihnen so mit der Tür ins Haus gefallen bin; es geschah aus gutem Herzen, das können Sie mir sicher glauben. Denn ich verfolge immer mit wohlwollendem, mit väterlichem Interesse möchte ich fast sagen, das Schicksal meiner Mieter. Das wissen alle — es mögen im ganzen wohl gegen hundert sein — auch sehr wohl und nennen mich deshalb nur ‚Papa Lehmann'. Und wenn mich mal einer besucht, dann ist das immer eine Freude, das reine Familienfest, sage ich Ihnen. Es sind ja auch alles meine Kinder!"

Und der würdige Greis holte aus der Tasche seines türkischen Schlafrocks ein rotes, seidenes Taschentuch und fuhr sich damit über die Augen, in denen ein feuchter Schimmer glänzte, wie von einer heimlichen Träne.

Auch dem Assessor wurde ganz eigen zu Mute. Seit vielen Jahren schon war er ganz verwaist, der Name „Papa" pflegte immer wehmütige Erinnerungen in ihm zu wecken. Er reichte dem wackeren Greise die Hand und bat ihn, auch sein Freund werden zu dürfen.

Sein Händedruck wurde kräftig erwidert, und Herr Lehmann begann wieder: „Hoffentlich werden Sie mich oft besuchen und recht, recht lange bei mir wohnen. Das tun alle meine Mieter, die Kanzleirätin Hübbe, eine liebe, prächtige, leider ganz taube Dame, wohnt schon zwanzig Jahre bei mir, andere noch länger. Sie, Herr Assessor, sind jetzt zwar nur noch Hilfsarbeiter, aber ich bin es gewiß, daß Sie bald und schnell zum Regierungsrat aufrücken werden. Ja, in meinen Häusern ist schon mancher was geworden! Und wenn — was bei Ihren staatsmännischen Gaben wohl auch nicht allzulange dauern wird — aus dem Regierungsrat ein Abteilungsdirigent oder gar ein Unterstaatssekretär werden sollte, dann hoffe ich, daß Sie mir deshalb Ihre Freundschaft nicht entziehen werden."

Der Assessor wurde ein wenig rot vor verlegener Freude. Daß seine geheimsten Gedanken, die kühnsten Wünsche seines ehrgeizigen Herzens aus einem so ehrwürdigen Munde zum Ausdruck gebracht wurden, erschien ihm als ein günstiges Omen. Im stillen aber schalt er nicht wenig über die böse Welt, die so viel Schlechtes von den Berliner Hausbesitzern erzählt, und lachte über die pedantischen, gänzlich unnötigen Befürchtungen seiner teuren Schwiegermutter.

Herr Lehmann klingelte nun, und ein schmuckes Dienstmädchen brachte ein silbernes Tablett, auf dem eine Flasche Wein und zwei grünlich schimmernde Römer standen.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Assessor," sagte der würdige Greis und wies mit gerechtem Stolz auf die Flasche, an der noch ein Spinngewebe klebte, „schauen Sie! 1848er Markobrunner! Ein feines, äußerst seltenes Gewächs, das Sie höchstens noch in den kaiserlichen Kellereien finden werden!" Dabei schenkte er die beiden Gläser voll, hob das seine gegen das Licht, daß die hellen Strahlen der Frühlingssonne sich goldig darin

Prinz Johann Georg von Sachsen und seine Gemahlin Marie Immakulata, geb. Prinzessin von Bourbon-Sizilien. (S. 3)

brachen, trank dem Assessor zu und rief: „Nun denn, auf gute Freundschaft!"

Hell klangen die Gläser aneinander.

Der Assessor trank einen tiefen Zug, ließ das kostbare Naß wohlgefällig über die Zunge gleiten und gab ohne weiteres zu, noch nie ein solches Tröpfchen gekostet zu haben.

Die erste Flasche war bald geleert, und auch die zweite ging schon bedenklich auf die Neige, als der Assessor das Gespräch, das sich bisher um Fragen allgemeiner Art gedreht hatte, wieder auf die Mietsangelegenheit brachte und den Wunsch aussprach, den Kontrakt sofort abzuschließen.

Nach kurzem Sträuben holte Herr Lehmann eine große Dokumentenmappe herbei, zog zwei Mietskontrakte heraus, vierseitig bedruckte, große Formulare mit nicht weniger als fünfzehn langen Paragraphen, legte sie dem Assessor vor und sagte: „Ich habe mir erlaubt, die Formulare gleich auszufüllen. Ich wußte ja, daß wir einig würden. Ich werde immer einig mit meinen Mietern. Nur die Rubrik über die Dauer des Kontrakts ist noch offen. Ich konnte ja nicht wissen, ob Sie auf zehn Jahre oder auf noch längere Zeit Kontrakt machen wollten."

Der Assessor lachte: „Sie meinen es aber gut, Herr Lehmann! Sie wissen doch, daß meine Stellung nur ein Provisorium ist, da kann ich mich unmöglich auf längere Zeit binden. Meine Absicht ist daher, zunächst nur auf ein Jahr Kontrakt zu machen."

Aber darauf wollte sich der alte Herr durchaus nicht einlassen und bemerkte, daß er eine so große Mietsherabsetzung nur unter der Bedingung einer langen Kontraktdauer bewilligt habe.

Nach langem Reden einigte man sich endlich auf drei Jahre.

Herr Lehmann füllte die noch offene Rubrik in dem Kontrakt aus und überreichte dem Assessor die Feder zum Unterzeichnen.

Dieser setzte die Feder an, als ihm auf einmal einfiel, daß er etwas zu unterschreiben willens sei, was er noch gar nicht gelesen hatte. Deshalb legte er die Feder wieder hin, nahm den Kontrakt in die Hand und sagte: „Sie gestatten doch, daß ich den Kontrakt durchlese?"

Diese Frage schien den Hausbesitzer köstlich zu amüsieren. Er lachte vergnügt und meinte: „Aber natürlich! Verzeihen Sie nur, daß ich Sie nicht selbst dazu aufgefordert hatte. Ich unterließ es, weil noch niemand dies Ansinnen an mich gestellt hat. Wozu denn auch? In den Kontrakten ist doch alles vorgedruckt, es sind die allgemein üblichen, in ganz Berlin gibt es keine anderen. Alle meine Mieter haben solche Kontrakte ungelesen unterschrieben. Sehen Sie hier, Herr Assessor!"

Mit schnellem Blick überzeugte sich der Assessor davon, daß alle die Kontrakte, wie ein Ei dem anderen, dem glichen, den er in den Händen hatte. Keiner wies irgendwelche Streichungen oder Korrekturen auf. Als Herr Lehmann nun aber gar noch sagte: „Nehmen Sie den Kontrakt doch mit nach Hause und prüfen Sie ihn in aller Ruhe und Gemütlichkeit! Es hat ja gar keine Eile mit der Unterschrift!" Da fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn der Kontrakt wirklich etwas Verfängliches enthalten sollte, würde er es doch nicht wagen, dir diesen Vorschlag zu machen. Er tat zwar noch der Form wegen eine Weile, als ob er den Kontrakt genau studiere, aber seine Augen glitten dabei über die Zeilen hinweg, kaum ein Wort konnte er erfassen, so sehr war ihm der Wein zu Kopf gestiegen.

„Ist ja auch egal," dachte er. „Was hundert andere unterschrieben haben, kannst du auch unterschreiben." Und in der fröhlichen Weinstimmung rief er: „Na also, Herr Lehmann, her mit der Feder!" setzte mit schnellem Entschluß seinen Namen unter den Kontrakt und sagte: „Abgemacht! So, jetzt haben Sie mich als Mieter auf drei Jahre!"

„Jetzt habe ich dich!" dachte auch der Hauswirt, und seine Augen nahmen einen Ausdruck an, wie er wohl dem Geier eigen sein mag, der herunterstoßend von seinem himmelhohen Horst ein gutes Stück Beute mit den Fängen ergriffen hat.

Der Assessor sah diesen Blick nicht, und wenn er ihn gesehen hätte, würde er ihm kaum diese Bedeutung beigemessen haben. Glaubte er doch wunder wie schlau gewesen zu sein.

Daheim angelangt versuchte er dann auch seinen Damen die Überzeugung beizubrin-

gen, daß er ein brillantes Geschäft gemacht habe.

Die Geheimrätin hielt zwar den Mietpreis an sich nicht für zu hoch, nur fand sie es etwas unvorsichtig, gleich auf drei Jahre zu mieten, und bedauerte, daß es nicht ausdrücklich im Mietskontrakt ausbedungen sei, daß die Wohnung auf Kosten des Wirtes in stand gesetzt werde.

Aber der Assessor versicherte, daß gerade die dreijährige Dauer des Kontrakts den Gipfelpunkt seiner diplomatischen Geschicklichkeit darstelle, da der Wirt jetzt während dreier Jahre nicht steigern könne. Auch den zweiten Einwand ließ er nicht gelten, denn es verstehe sich ganz von selbst, daß die Wohnung auf Kosten des Wirtes renoviert werden müßte; in eine total verwohnte Wohnung würde doch keiner einziehen. Es hieße einen so würdigen Herrn, wie Herrn Arnold Lehmann, geradezu beleidigen, wenn man so selbstverständliche Dinge in den Kontrakt aufnehmen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Feldmarschalleutnant Conrad v. Hötzendorf, der neue österreichisch-ungarische Generalstabschef, ist am 11. November 1852 als Sohn eines Obersten geboren, ist also noch verhältnismäßig jung an Jahren. Nachdem er 1878 bei der Besetzung Bosniens und der Herzegowina als junger Generalstabsoffizier Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen, rückte er schnell auf. 1888 bis 1892 war er Lehrer der Taktik an der Kriegsschule; er schrieb auch das Werk „Zum Studium der Taktiker", das ihm als Theoretiker einen Namen machte. 1899 bekam er das Kommando der 55. Infanteriebrigade in Triest und 1903 das der 8. Infanterie-Truppendivision in Innsbruck, wo er vor zwei Jahren Feldmarschalleutnant wurde. — **Prinz Johann Georg von Sachsen,** Bruder des Königs Friedrich August III., der seine erste Gemahlin, Herzogin Isabella von Württemberg, bereits am 24. Mai 1904 durch den Tod verlor, hat sich wieder vermählt. Seine Gemahlin, **Prinzessin Marie Immakulata von Bourbon-Sizilien,** ist die älteste Tochter des Grafen Alfons von Caserta und 32 Jahre alt. Prinz Johann Georg, am 10. Juli 1869 in Dresden geboren, bekleidet im Heere den Rang eines Generalmajors. Der Einzug der Neuvermählten in Dresden führte am reich geschmückten Rathaus vorbei, wo Oberbürgermeister Beutler das Paar feierlich begrüßte. — Das Pariser Leben bewegt sich hauptsächlich am rechten Seineufer, in der nördlichen Stadthälfte, welche die bei weitem schönere und interessantere ist. Dort befindet sich auch die für die reichen fremden Besucherinnen so überaus wichtige Rue de la Paix, der Sitz der weltberühmten Damenschneidergeschäfte. Unser Bild läßt den Leser einen Blick in diese Straße tun zu jenen Stunden, in denen die vornehmen Kundinnen zu kommen pflegen, um in den Ateliers der Kleiderkünstler und -künstlerinnen über ihre „Staatsgeschäfte" zu verhandeln. Dann hält rechts und links Wagen an Wagen, und in der Mitte ist kaum noch Raum für den notdürftigsten Verkehr.

Neujahrsbesuch beim Großpapa.

(Mit Bild auf Seite 4.)

„Prost Neujahr!" „Prost Neujahr!" so schallt's mit hellen Kinderstimmen dem auf der Schwelle des Gutshofes harrenden Großelternpaar entgegen, während das Schellengeläute der Schlitten verstummt, in denen die muntere Schar samt den Eltern zu Besuch kommt. Es ist ein beneidenswertes Los für Stadtkinder, auf dem Land Verwandte zu haben, die ein gastliches Haus führen. Im Frühling, im Sommer, in jeder Jahreszeit sind es andere Genüsse, die ihrer dort harren, aber alle erhalten durch den Aufenthalt im Freien, durch das Näherbefreundetwerden mit der Natur ihre besondere Würze. Im Winter nun gar — eine Schlittenfahrt durch den beschneiten Wald mit der Aussicht auf den Empfang in der warmen, kuchenduchdufteten Stube, wahrlich, das ist ein Kindervergnügen, wie es schöner kein Märchenbuch schildert! Und die strahlenden Augen, die roten Backen, die seligen Mienen, die dann die Kleinen mitbringen, wie erfrischend wirkt das in der ländlichen Stille auf die Besuchten, hier die Großeltern, denen der Neujahrstag ja nichts Schöneres bringen kann als solch eine jubilierend glückwünschende gesunde Enkelschar!

Aus dem Tiroler Freiheitskriege 1809.

(Mit Bild auf Seite 5.)

Unauslöschlich bleibt der Ruhm der Tiroler bestehen, für den Kampf gegen die Zwingherrschaft Napoleons ein Beispiel gegeben zu haben, das durch seine volkstümliche Heldenhaftigkeit namentlich in Deutschland zündend wirkte. Der poetische Zauber, der den Tiroler Freiheitskrieg auch für die Gegenwart verklärt, beruht aber wesentlich mit auf dem romantischen Reiz, den die Alpenherrlichkeit der Tiroler Berge, das kraftvoll schlichte Wesen der Enkelsöhne jener Heldenväter auf jeden Besucher des Landes ausübt. Die wunderbaren Siege der kleinen Scharen von Vaterlandsverteidigern, von denen freilich jeder ein geborener Scharfschütze war, über die Heeresmassen der französischen Generale wurden ermöglicht durch die natürlichen Felsenburgen des Landes. Nicht bloß mit dem Stutzen und der Sense ward von den Tirolern gekämpft, sondern sie schleuderten auch von den Steilwänden der Pässe Felsblöcke auf die unten im Tal anrückenden Feinde, ja, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, ließ in seinem letzten Kampf einen künstlich vorbereiteten Erd- und Felsenrutsch in das Eisaktal niedergehen.

Der Kartoffelschmaus in Kolberg.

Historische Humoreske von **Felix Tilla.**

1. (Nachdruck verboten.)

Der Krämer Christoph Sanders in Kolberg stand an einem schönen Nachmittag im Frühjahr 1743 müßig in seinem Laden, nachdem er eben eine Bürgersfrau, die ein halbes Pfund Kaffeebohnen gekauft, mit artigen Bücklingen zur Tür begleitet hatte. Plötzlich wurde die Tür hastig wieder geöffnet, und sein Neffe, der Sohn seines verstorbenen Bruders, der Jungmatrose Martin Sanders, trat herein. Der Krämer hatte ihn seit drei Jahren nicht gesehen, schien auch jetzt über das unvermutete Wiedersehen keineswegs erfreut, sondern eher bestürzt zu sein.



Der Verkehr in der Rue de la Paix in Paris um 4 Uhr Nachmittags.

Nach einer Photographie von M. Branger in Paris.

„Da bin ich, lieber Onkel!" rief heiter der Ankömmling, ein hübscher Mensch in sauberer seemännischer Kleidung. „Ich konnte es draußen auf die Dauer doch nicht aushalten, obgleich es mir recht gut erging. Ich hatte zu große Sehnsucht — na, du kannst dir wohl denken, wonach!"

„Nach deiner Marianne natürlich."

„Jawohl, nach ihr, Onkel. Wie geht es ihr?"

„Verheiratet ist sie noch nicht. Und sie denkt noch immer an dich, das hat sie mir selbst gesagt, Martin."

„Dann ist alles gut und kann noch viel schöner werden!" rief der junge Matrose, indem er sich auf eine leere Warenkiste setzte. „O Marianne, du herzensgute Seele, so bist du mir also noch immer treu!"

„Aber so bedenke doch deine Lage, Unglücksmensch!" sprach bedächtig sein Onkel.

„Da Marianne mich noch liebt, ist mir alles andere einerlei!" rief Martin.

„Es ist ein Steckbrief hinter dir erlassen, du wirst verhaftet, sobald man deine Rückkehr erfährt."

„Mag es doch sein; ich komme wohl wieder heraus. Wegen der alten Geschichte in Hull wird's nicht um Hals und Kragen gehen."

„Es ist schlimm genug. Du bist von der Brigg ‚Fortuna' desertiert, nachdem du deinen Kapitän geprügelt hattest."

„Ich gab ihm nur eine hinter die Ohren; er hatte aber eigentlich wegen seines brutalen Benehmens gegen mich viel mehr verdient."

„Glaub's gern," sagte achselzuckend der Onkel. „Kapitän Brink ist als ein Leuteschinder bekannt. Ich warnte dich damals, dich auf die ‚Fortuna' zu verheuern, die ihrem Namen nicht viel Ehre macht. Aber das alles wird nicht hindern, daß man dich empfindlich bestraft wegen Widersetzlichkeit, Mißhandlung deines Vorgesetzten und Desertion vom Schiff. Brink hat bei dem hiesigen Gericht Klage gegen dich eingeleitet, und daraufhin wurde der Steckbrief erlassen."



Neujahrsbesuch beim Großpapa. (S. 3)

„Mag's kommen, wie es will! Ich fechte die Sache wohl durch vor Gericht."

„Freut mich, daß du so zuversichtlich bist; mir würde an deiner Stelle etwas schwül dabei zu Mute sein. Doch hoffen wir das Beste! Wo hast du dich denn aufgehalten während der langen Zeit deiner Abwesenheit?"

„Zuerst in England, dann aber lange in Irland," berichtete Martin. „Ich hatte im Hafen von Cork das Glück, einem reichen irländischen Lord einen Dienst zu erweisen, und weilte dann lange bei ihm auf seinem Landgute. Er schenkte mir fünfhundert Pfund Sterling, das sind über dreitausend Taler. Hier ist das Geld, teils in bar, teils in einem guten Wechsel auf Stettin. Nimm's in Verwahrung, Onkel; du hast ja auch mein elterliches Erbteil in Obhut. Man braucht dies aus der Fremde mitgebrachte Geld nicht bei mir zu finden, wenn man mich etwa verhaftet."

Er überreichte seinem Onkel das Wertpapier und einen Beutel mit barem Gelde. Der biedere Krämer betrachtete mit wohlgefälligem Schmunzeln den Schatz, welchen er sorgsam in ein Geheimfach seines Pultes legte und darin verschloß.

„Du willst also wirklich der Gefahr trotzen und in Kolberg bleiben?" fragte er dann.

„Jawohl," versetzte sein Neffe. „Ich bleibe in meiner lieben Vaterstadt für immer. Ich bin des Seelebens überdrüssig und habe etwas anderes vor."

„Was denn?"

„Das will ich später sagen. Jetzt ist keine Zeit dazu, denn ich muß fort in den ‚Großen Kurfürsten' zu meiner Marianne."

— — — — — — — — — — — — —

Kaspar Zipf war der Besitzer des alten Wirtshauses „Zum Großen Kurfürsten" in Kolberg, und die blonde Marianne war seine Tochter.

Marianne und Martin waren Nachbarskinder, also von früher Jugend auf miteinander bekannt. Das Grundstück links neben dem „Großen Kurfürsten" hatte einst Martins Vater gehört, dem längst verstorbenen Gärtner



Aus dem Tiroler Freiheitskriege 1809. *Nach einem Gemälde von Thomas Walch.* (S. 3)

und Ackerbürger Sanders. Auch des jungen Mannes Mutter war gestorben. Er stand allein in der Welt.

Daß die beiden jungen Leutchen sich sehr gerne leiden mochten und voraussichtlich später sich heiraten würden — selbstverständlich erst dann, nachdem Martin es bis zum Steuermann oder gar zum Kapitän gebracht habe — war eine bereits ziemlich bestimmt ausgemachte Sache, wenn auch noch keine förmliche Verlobung stattgefunden hatte. Mariannes Eltern hatten durchaus nichts gegen diesen Zukunftsplan einzuwenden.

Groß war daher die Freude, als so ganz unverhofft der junge Seemann wieder erschien. Besonders Marianne geriet außer sich vor Entzücken. Freilich der Gedanke an den bösen Steckbrief mäßigte einigermaßen die Freude.

Dann ging's ans Erzählen.

Martin berichtete von seinen Abenteuern und Erlebnissen in England und Irland, und wie er dort seine Glücksumstände so beträchtlich verbessert habe. Er sei nun geneigt, sagte er, den beschwerlichen und gefahrvollen Seemannsberuf aufzugeben und Gärtner und ehrsamer Ackerbürger zu werden wie sein Vater. Auf gärtnerische und landwirtschaftliche Geschäfte verstehe er sich ja schon recht gut, denn in seinen Jugendjahren habe er dem Vater im Garten und auf dem Felde helfen müssen; auch während des langen Aufenthalts in Irland habe er sich viel mit landwirtschaftlichen Angelegenheiten beschäftigt und dort manches Neue und Nützliche gelernt.

Wie angenehm war es für Marianne, dies zu hören! Sie billigte durchaus seine Absichten. Wie schnell verliefen zwei glückliche Stunden mit Erzählen, mit Küssen und Kosen! Aber ach, der böse Steckbrief, dieser bittere Wermutstropfen in dem süßen Freudenbecher!

„Wenn sie dich einstecken, dich in Untersuchungshaft bringen, kann es sehr lange währen, bis es zur Gerichtsverhandlung und Entscheidung in dieser Sache kommt," sagte Kaspar Zipf, der gerade dazu kam, wie die beiden von dem besagten Wermutstropfen flüsterten.

„Warum?" fragte Martin.

„Weil Brink zur Zeit mit der ‚Fortuna' auf einer Fahrt nach Archangel ist. Erst vorige Woche ist er abgesegelt."

„Nach Archangel? Potz Wetter, da kann's freilich lange dauern, bis er zurückkehrt."

Die gehegte Befürchtung wurde in diesem Augenblick zur traurigen Wahrheit. Wie es schien, hatte die stets aufmerksame hohe Obrigkeit bereits sichere Kunde von der Ankunft des steckbrieflich Verfolgten erlangt und dessen Spur gefunden, welche direkt ins Wirtshaus „Zum Großen Kurfürsten" führte.

Die Tür des Zimmers wurde geöffnet, und ein Polizist trat ein.

„Matrose Martin Sanders!" rief er.

„Hier bin ich," sagte der junge Seemann.

„Auf Befehl des Polizeimeisters verhafte ich Euch! Ihr seid mein Arrestant. Also nicht gemuckst, denn das nützt doch nichts."

„Schon gut! Ich weiß schon, weshalb. Wohin sollt Ihr mich bringen?"

„Ins Stadtgefängnis."

„Leb wohl, mein Schatz, es muß also vorläufig geschieden sein!" flüsterte Martin mit einem zärtlichen Kusse.

Marianne schluchzte auf.

„Nun, küßt nur zum Abschied Eure Liebste, Sanders," sagte gutmütig der Hüter des Gesetzes. „Ich bin gewiß kein Unmensch. Obgleich ich Polizist bin, weiß ich doch auch, was Liebe ist. Nur immer zugeküßt!"

Indessen mußte das Küssen doch zuletzt ein Ende nehmen, und der junge Matrose wurde ins Stadtgefängnis gebracht.

Ein langes Brummen konnte das werden. Vielleicht mochten etliche Monate vergehen, bevor die Brigg „Fortuna" heimkehrte. Das waren also wenig tröstliche Aussichten.

2.

Am Tage nach dem geschilderten Vorfall kam in Kolberg ein Wagen mit zwanzig Säcken Kartoffeln an.

Diese waren ein Gnadengeschenk des damals noch jungen Königs Friedrich II. von Preußen für „seine lieben und getreuen Bürger in Kolberg", wie in dem huldvollen Kabinettschreiben stand, welches die Kartoffelsendung begleitete. Es war darin dem Wunsche oder vielmehr dem Befehl Ausdruck gegeben, Bürgermeister und Rat möchten dafür sorgen, daß, nachdem man sich von der Schmackhaftigkeit und Nahrhaftigkeit dieser neuen Frucht überzeugt habe, deren Anbau eifrig in der Gegend befördert werde, zum Segen nicht nur für die Kolberger Feldgemarkung, sondern für ganz Hinterpommern.

Unglücklicherweise fehlte aber dabei jegliche nähere Anleitung zum Kartoffelbau und zur Bereitung von Kartoffelspeisen.

Diese Erdfrucht war damals in ganz Norddeutschland noch völlig unbekannt. Jetzt erst hatte die preußische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die Einführung der Kartoffel als Volksnahrung gerichtet. Friedrich II. hatte helle, scharfblickende Regentenaugen und erkannte den Wert der Kartoffel gerade für die ärmsten Landstrecken seines Königreiches wohl. Die Kartoffeln für die Sendung nach Hinterpommern hatte man aus Sachsen bezogen. Dort wurde bereits seit etwa einem Jahrzehnt der Kartoffelbau betrieben, aber freilich nur in einigen erzgebirgischen Dörfern und im sogenannten Voigtlande. In den gesegneteren Gauen des Sachsenlandes wollten die Bauern nichts davon wissen, obgleich die Regierung ihnen den Anbau der neuen Frucht durch die Landprediger dringend empfehlen ließ. Die Geistlichen, welche das Gebot der Regierung befolgten, wurden spöttischerweise von den Bauern „Knollenprediger" genannt.

Im übrigen Deutschland wußte man von den Kartoffeln noch nichts. Zeitungen erschienen damals nur wenige und handelten meist nur „von Staats- und gelehrten Sachen", hielten es auch gänzlich unter ihrer Würde, sich mit Kartoffeln zu beschäftigen. So erscheint es also nicht eben sehr verwunderlich, daß das königliche Gnadengeschenk den Bürgermeister, die Ratsherren und Ältermänner der guten Stadt Kolberg in große Verlegenheit brachte.

Mit geziemender Ehrfurcht erbrach der Bürgermeister das königliche Kabinettschreiben, las es dann am grünen Beratungstische vor, schaute die anderen Herren nachdenklich an und fragte zuletzt etwas beklommen: „Kartoffeln? Was sind das für Früchte? Wer von den geehrten Herren weiß darüber Bescheid?"

Niemand meldete sich. Alle schüttelten bedachtsam ihre Häupter und bekundeten dadurch ihre gänzliche Unwissenheit in Kartoffelangelegenheiten.

Man wünschte nun vor allem die unbekannte Frucht zu sehen. Ein Sack wurde geöffnet, und eine große Mulde voll Kartoffeln in das Sitzungszimmer gebracht. Die Herren zogen ihre Taschenmesser hervor, schälten einige Kartoffeln, wie man Äpfel oder Birnen zu schälen pflegt, und bissen hinein, verzogen dann aber gar sehr die Gesichter.

„Hm!" sagte der Bürgermeister. „Mir schmeckt diese neue Frucht gar nicht, das muß ich gestehen."

„Uns schmeckt sie auch nicht!" riefen die anderen Herren. „Wahrhaft abscheuliches Zeug! Machen wir nach dieser Probe eine kleine Pause, steigen wir hinunter in den Ratskeller, um durch einen guten Schluck den widerwärtigen Geschmack aus dem Munde wegzuspülen!"

Ein dicker Ältermann, seines Gewerbes Branntweinbrenner und Schweinezüchter, sprach: „Mit solchen Knollen möchte ich nicht einmal meine Schweine füttern, aus Besorgnis, daß sie dadurch Schaden an ihrer Gesundheit erleiden könnten."

Der brave Mann ahnte nicht, daß diese Kartoffeln, von welchen er so wegwerfend und geringschätzig sprach, in späterer Zeit gerade für sein Geschäft von großartigster Bedeutung werden sollten.

Die Herren stärkten sich also im Ratskeller. Beim Nachhausegehen nahm jeder einige Kartoffeln mit, um sie den Familienangehörigen als Rarität zu zeigen. Auch wurden auf Geheiß des Bürgermeisters an alle städtischen Beamten Kartoffeln verteilt, mit der Weisung, daß sie ihm darüber berichten sollten, wenn sie etwas über die nützliche Verwendung der neuen Frucht ausfindig gemacht hätten.

Am folgenden Tage erkundigte sich das Stadtoberhaupt mit vielem Interesse nach dem Ausfall der Versuche. Leider wußte niemand etwas Gutes von den Kartoffeln zu sagen. Kein Mensch mochte sie — roh nämlich — essen, sogar die Hunde hatten sie verschmäht, sie nur beschnuppert und dann liegen lassen, als man sie ihnen vorgeworfen hatte.*)

Auf den doch so einfachen und naheliegenden Gedanken, daß die Kartoffeln, um genießbar zu werden, gesotten werden müssen, war seltsamerweise niemand geraten. Das Neue bricht sich eben nur langsam Bahn und wird meist zuerst nicht richtig verstanden.

Den wackeren Bürgermeister brachte dies in arge Verlegenheit. Er mußte ja ein untertäniges Dankschreiben an den König schicken, zugleich mit einem Bericht darüber, was er mit den Kartoffeln Vernünftiges angestellt habe. Daß weder die Menschen noch die Hunde in Kolberg Geschmack daran zu finden vermöchten, durfte er beileibe nicht erwähnen. Es war aber immerhin zu befürchten, daß auf irgend eine andere Weise die unliebsame Nachricht von der gänzlichen Mißachtung des königlichen Kartoffelgnadengeschenkes nach Potsdam gelange. Dann gab es ohne Zweifel einen gehörigen amtlichen Rüffel, eine Aussicht, die dem pflichtgetreuen und ehrgeizigen Oberhaupte der Stadt ein gelindes Gruseln verursachte. Aber was tun?

Während er noch sorgenvoll darüber nachsann, kam plötzlich der Gefängniswärter, ein lustig und gutmütig aussehender Mann, zu ihm herein.

„Nun, Plümicke, was gibt's?" fragte der Bürgermeister.

„Mit Verlaub, Euer Gestrengen, ich weiß etwas Gutes von den Kartoffeln zu melden."

„Heraus damit, Plümicke! Geschwind! Das ist sehr wichtig."

„Das heißt, eigentlich weiß ich nichts."

„Was ist das für ein Geschwätz?"

„Aber ich kenne jemand, der etwas Gutes davon weiß. Euer Gestrengen wissen, ich hatte, wie die übrigen städtischen Beamten, eine Anzahl Kartoffeln zur Probe erhalten. Die schälte ich und biß hinein. Mir schmeckten sie gar nicht, meiner Frau, meinen Kindern und meiner Schwiegermutter auch nicht. Da dachte ich, vielleicht wird das eine angenehme kleine Abwechslung für die Gefangenen sein, denn die sind ja gerade nicht in der Kost verwöhnt."

---

*) Tatsächlich. Nach einem noch vorhandenen Bericht.

„Wahrhaftig, ein gescheiter Einfall!" rief mit beifälligem Kopfnicken der Bürgermeister.

Plümicke, durch das Lob geschmeichelt, verneigte sich und fuhr dann zu reden fort: „Ich ging in eine Zelle zu dem größten Bösewicht, den wir jetzt in Nummer Sicher haben, und reichte ihm eine große geschälte Kartoffel. Er biß gierig hinein, warf sie mir dann wütend an den Kopf und schrie, wenn ich ihm nochmals dergleichen anböte, wolle er mich erdrosseln, und käme er deshalb auch nachher auf den Rabenstein."

„Welch ein unverschämter Kerl! Und weiter?"

„Ich ging dann zu zwei weiteren anderen Gefangenen und ließ sie die Kartoffeln kosten. Da fingen sie an zu heulen und zu jammern: wenn sie solche Knollen von nun an zur Nahrung erhalten sollten, wollten sie lieber Hungers sterben."

„Hm, hm! Weiter!"

„Danach war ich bei drei anderen. Als die in die Kartoffeln gebissen hatten, begannen sie zu fluchen und zu schimpfen und drohten, sie würden sich über mich bei der Gefängnisverwaltung beschweren, daß man ihnen solches Schweinefutter reiche. Zuletzt aber war ich bei einem Gefangenen, der erst vorgestern eingeliefert wurde, einem jungen Seemann namens Martin Sanders, angeklagt wegen Mißhandlung seines Kapitäns und Desertion vom Schiff. Dem waren die Kartoffeln bekannt, und er sagte, sie seien gut zu essen, nur müsse man sie richtig zubereiten. Das habe er in Irland gelernt, wo er sich lange aufgehalten und alle Tage Kartoffeln gegessen habe. Als ich von ihm dann Genaueres darüber zu erfahren wünschte, nachdem ich ihm mitgeteilt, welche Bewandtnis es mit diesen nach Kolberg gelangten Kartoffeln habe, da erklärte er, daß er die Auskunft nur geben wolle unter der Bedingung, daß man ihn aus der Haft entlasse bis zur gerichtlichen Entscheidung, die erst erfolgen kann nach Kapitän Brinks Rückkehr mit der Brigg ‚Fortuna' von Archangel. Für sein Verbleiben in der Stadt will er sichere Bürgen stellen, nämlich seinen Onkel, den Krämer Christoph Sanders, und seinen zukünftigen Schwiegervater, den Wirt Kaspar Zipf."

Der Bürgermeister rieb sich vergnügt die Hände.

„Es ist gut, Plümicke!" rief er. „Des jungen Mannes Wunsch soll erfüllt werden. Dafür wird er uns aus dieser unglückseligen Kartoffelverlegenheit helfen."

3.

Noch am selben Tage erschien Martin wieder bei seiner Braut, die ihn freudestrahlend empfing. Als die erste Begrüßung vorüber war, sagte er: „Hör einmal zu, liebe Marianne. Die Kartoffeln des Königs haben mich aus der Klemme gerissen, und nun wirst du auch Gelegenheit finden, dich mit diesen edlen Knollen zu beschäftigen."

„Wie meinst du das, mein lieber Martin?"

„Wie ich dem Bürgermeister schon mitgeteilt habe, ist diese nützliche Erdfrucht Volksnahrung in Irland, wo man sie Potato nennt. Dann habe ich ihm über den Anbau der Kartoffeln, die nämlich als Knollen in der Erde wachsen, Auskunft gegeben, und wie sie auf vielfach verschiedene Art als Speise zubereitet werden können. Und ich nannte ihm ein besonderes Gericht, welches zwar recht einfach, aber doch eines der wohlschmeckendsten ist von allen, die es gibt."

„Was ist das für eine Speise?" fragte die schöne Wirtstochter mit begreiflichem Interesse.

„Heringe mit Pellkartoffeln und heißer Zwiebelbutter."

„Nun, an Heringen von der besten Sorte fehlt es uns ja nicht."

„Und an Kartoffeln jetzt auch nicht. Ich machte dem Bürgermeister den Vorschlag, einen Sack voll deinem Vater zu senden, damit dieser unverzüglich einen Schmaus der von mir erwähnten Art veranstalte. Dadurch würde ja, sagte ich ihm, die Schmackhaftigkeit der Kartoffeln und der Nutzen des königlichen Gnadengeschenks auf die einfachste und rascheste Weise bewiesen werden. Er war sogleich damit einverstanden und wird selbst zum Schmaus kommen mit einigen Ratsherren und anderen Honoratioren."

„Für welche also im Herrenstübchen gedeckt werden muß?"

„Das versteht sich."

„Und für die übrigen Bürger, welche zum Schmaus kommen, muß im großen Saal gedeckt werden?"

„Natürlich. Und du, liebes Herz, mußt sorgsam darauf achten, daß in der Küche die Pellkartoffeln richtig nach meiner Anweisung gesotten werden, denn es ist höchst wünschenswert, daß wir Ehre einlegen mit dem neuen Gericht."

„Das will ich gewiß!" rief Marianne. „Es soll alles aufs beste besorgt werden. Wann ist der Schmaus?"

„Heute abend um sieben Uhr."

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später schritt der städtische Ausrufer Piesicke mit seiner Schelle durch die Straßen der Stadt und machte, nachdem er energisch geklingelt, mit weithin schallender Stimme bekannt, daß mit Genehmigung der hohen Obrigkeit und auf besonderen Wunsch derselben Abends um sieben Uhr bei dem Wirte Kaspar Zipf ein großer Heringsschmaus stattfinden würde, bei welchem zum ersten Male in richtiger Zubereitung die neuen Erdfrüchte, Kartoffeln genannt, ein Gnadengeschenk Seiner Majestät des Königs, mit aufgetischt werden sollten. Preis drei Silbergroschen für die große Portion.

Die Bürger steckten die Köpfe aus den Fenstern oder kamen vor ihre Haustüren, der Krämer aus seinem Laden, der Handwerksmann aus seiner Werkstatt, um die Bekanntmachung besser zu hören. Alle waren äußerst neugierig auf das neue Gericht, und sie riefen einander zu: „Nachbar, da müssen wir auch hin!"

Am Abend waren infolgedessen die Räume des Gasthauses „Zum Großen Kurfürsten" überfüllt. Um alle Gäste bedienen zu können, hatte Kaspar Zipf Hilfskräfte annehmen müssen. Wacker wurde geschmaust und dazu tüchtig getrunken. So gut hatten die Heringe noch nie zuvor geschmeckt als jetzt mit Pellkartoffeln. Man erkannte nun den Nutzen der neuen Erdfrucht und begriff, daß deren Anbau ein Segen sein würde für die Kolberger Gegend und überhaupt für die ganze Provinz Hinterpommern.

Der ehemals berühmte Odendichter Karl Wilhelm Ramler, genannt „der preußische Horaz", ein Sohn Kolbergs, war damals achtzehn Jahre alt und mit seinem Vater bei dem Schmaus zugegen. Auch ihm schmeckten die Kartoffeln, die er an jenem Tage zum ersten Male aß, sehr gut. Doch begeisterten sie ihn leider nicht zu einer Ode.

Am folgenden Tage berichtete der Bürgermeister nach Potsdam, daß das Kartoffelgeschenk eine wahre Begeisterung in Kolberg erregt habe. Er werde den Anbau dieser nützlichen Erdfrucht nach besten Kräften befördern und unterstützen. Es sei ihm bereits gelungen, dafür eine sehr geeignete Persönlichkeit ausfindig zu machen, welche in Irland praktische Erfahrungen im Kartoffelbau sich erworben habe.

— — — — —

Kapitän Brink kehrte nicht heim von Archangel.

Er war in einer Hafenschenke in trunkenem Zustande mit Russen in Streit geraten und von ihnen so arg zugerichtet worden, daß er seinen Verletzungen erlag. Der Obersteuermann brachte die Brigg „Fortuna" nach dem Heimatshafen zurück.

Durch die Aussagen der Mannschaft wurde festgestellt, daß Brink ein brutaler Unhold gewesen sei, und auch in dem Streit mit Martin Sanders diesen am Leben bedroht und angegriffen hatte, so daß Sanders in gerechter Notwehr gehandelt habe und zur Flucht vom Schiffe veranlaßt worden sei.

Daraufhin wurde der junge Mann freigesprochen. Seine Verlobung mit Marianne fand statt und bald nachher die Vermählung.

Fortan blieb er in seiner Vaterstadt und betrieb eifrig und mit bestem Erfolge Gärtnerei und Ackerwirtschaft. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich dem Kartoffelbau. Solange er lebte, brachte er alljährlich stets die schönsten und besten Kartoffeln auf den Markt.

Mannigfaltiges.

Die Annehmlichkeiten und die Verdrießlichkeiten des Ehestandes. — Unter diesem Titel erschien 1724 ein originelles dreibändiges Werk zu Paris. Die „Annehmlichkeiten" werden auf der ersten Seite des ersten Bandes gebührend erwähnt, alle übrigen 999 Seiten der drei Bände sind dann aber den „Verdrießlichkeiten" gewidmet.

Der Buchhändler, bei dem das Werk herauskam, war ein junger Anfänger, und diese sonderbare Publikation sein erstes Verlagswerk. Es war ein geistreich und unterhaltend geschriebenes Werk, welches reißenden Absatz fand.

Eines Tages besuchte ein junger Kavalier den Verleger und sagte erregt: „Ich wünsche den Autor der ‚Annehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten des Ehestandes' persönlich kennen zu lernen. Möchten Sie mich wohl mit ihm bekannt machen?"

„Sie haben also sein Buch gelesen?" fragte der Buchhändler.

„O ja!"

„Und Sie bewundern es?"

„Im Gegenteil, ich verabscheue es!"

„Zu welchem Zweck wünschen Sie dann die Bekanntschaft des Autors zu machen?"

„Um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, um mich an ihm zu rächen für den Schaden, den er mir bereitet hat."

„Aber mein Herr, Ihre grausame Absicht vermag ich durchaus nicht zu billigen; auch begreife ich sie nicht recht. Weshalb sind Sie überhaupt so in Zorn geraten?"

„Will's Ihnen erklären," versetzte der Besucher. „Ich bin in meine Base verliebt, eine reizende und sehr reiche junge Dame, und ich hatte bis vor ganz kurzer Zeit die allerbesten und schönsten Aussichten, ihr Herz und ihre Hand zu erlangen. Unglücklicherweise hat sie aber das von Ihnen verlegte verwünschte Buch gelesen, und durch die Lektüre desselben ist sie plötzlich ehescheu geworden, was ja auch nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt: 999 Seiten Verdrießlichkeiten und nur eine einzige Seite Annehmlichkeiten! Sie will also lieber ledig bleiben der ungeheuerlichen Menge von Verdrießlichkeiten wegen, die in dem Buche aufgezählt und geschildert sind. Begreifen Sie jetzt meinen gerechten Ingrimm?"

„Gewiß," sprach lächelnd der Buchhändler. „Ich kann nicht umhin, Ihnen das lebhafteste Mitgefühl zu zollen. Ich sehe es als eine Pflicht an, Ihnen aus der Bedrängnis zu helfen. Duellieren können Sie sich aber mit dem Verfasser nicht, denn es ist eine Dame."

„Was? Eine Dame hat das verwünschte Buch geschrieben? Die kann ich freilich nicht herausfordern. Eine verbissene altjüngferliche Männerfeindin jedenfalls?"

Lächelnd schüttelte der junge Buchhändler den Kopf. „Nein, mein Herr," sagte er, „die betreffende Dame ist noch im Lenze ihres Lebens; sie ist sehr hübsch und glücklich verheiratet."

„Das ist doch kaum zu glauben."

„Ich weiß es sehr genau, denn ich selbst bin ihr Ehemann."

„Ich erstaune immer mehr. Weshalb schrieb sie aber ein solches Buch, und weshalb ließen Sie es drucken?"

„Reine Geschäftssache! Meine Frau hat viel literarisches Talent und wollte Romane schreiben. Ich riet ihr aber, es zuerst einmal mit einem möglichst absonderlichen und auffallenden Buche zu versuchen, gab auch selbst die Idee und den Titel dazu an. Meinen Rat hat sie bestens befolgt, und so ist das Buch entstanden, womit wir zu unserer großen Freude viel Geld verdient haben und noch immer verdienen. Nächstens lasse ich die sechste Auflage erscheinen. Dann haben wir mit dem Buche das Hauptgeschäft gemacht, und dann wird das Gegenstück dazu erscheinen, woran meine Frau bereits schreibt, nämlich ein Buch, in welchem 999 Seiten Annehmlichkeiten auf eine einzige Seite Verdrießlichkeiten kommen."

Diese interessante Auskunft berichtete der junge Kavalier in aller Schleunigkeit seiner Auserkorenen. Er hatte das Glück, sie zu überzeugen, und sie wurde die Seine. Hoffentlich hat sie dann auch in ihrem Ehestande mehr Annehmlichkeiten und fast gar keine Verdrießlichkeiten gefunden, denn gedruckt sind die 999 Seiten Annehmlichkeiten niemals erschienen. Wahrscheinlich brachte die Verfasserin nicht so viele zusammen. [J. O. H.]

Herausgeholfen.

Sie (auf der Hochzeitsreise): Du hast ja nur ein Billett gekauft, Karl! — Er: Ach Gott! Ich denke eben immer nur an dich!

Was ist der Mensch in der Zeitung? — Auf diese Frage antwortete einst der Wiener Humorist Saphir: Wenn der Mensch geboren wird, ist er immer ein „gesunder, kräftiger Knabe"; wenn er seinen Eltern fortläuft, ein „lieber, guter Sohn, dem für alles Vorgefallene Verzeihung zugesichert wird"; wenn er eine Frau „auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" der Annonce sucht, „ein junger Mann von anständiger Familie"; wenn er eine Brieftasche mit Inhalt verloren hat, „ein armer Hausknecht"; wenn er seinen alten Hut gegen einen neuen vertauscht, „der wohlbekannte Herr, der sich keine Unannehmlichkeiten machen wird"; und wenn er stirbt, dann war er „der treue Freund und brave Gatte" für alle, die ihn kannten. [—dn—]

Ein unparteiisches Urteil. — Auf einer Reise Karls V. von Brüssel nach Antwerpen überritten die Pferde seines Gefolges ein Schaf, das tot auf dem Platze liegen blieb. Der Eigentümer hatte vergeblich eine Entschädigung nachgesucht, bis man ihm endlich riet, den Kaiser zu verklagen. Die Klage wurde von dem Brüsseler Gericht auch wirklich angenommen und in der Sache wie gegen einen gewöhnlichen Bürger verfahren. Der Spruch lautete, daß der Kaiser ersatzpflichtig sei.

Dieses Urteil gab schweren Anstoß bei Hofe, und der erkennende Richter wurde darum sehr scheel angesehen; er aber antwortete einem, der ihn darüber zur Rede stellte: „Ich bin des Kaisers pflichtgetreuer Untertan, aber auf der Richterbank erkenne ich keinen anderen Oberen als das Recht."

Karl V., der diese Äußerung erfahren hatte, freute sich sehr über diese hochherzige Erwiderung und benutzte später diesen Beamten bei manchen wichtigen Gelegenheiten. [C. T.]

Bilder-Rätsel.

WE - EM - MANCH - TE - ER - WAE - EHR - MEHR - NN - WUS - THAET - MA - MAL - R

11·10·3·1·12·10·7·14·11
13·3·1·12·10·9·13·2·3·1
12·10·3·8·12·10·3 5·4·6

Mit Hilfe der unter dem Kreise befindlichen Zahlen ist ein bekannter Spruch zu finden.

Auflösung folg in Nr. 2.

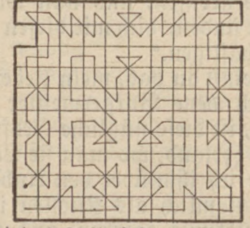
Scherz-Rätsel.

Nun sag, wie mag das wohl geschehen?
Obgleich mein Wort ist jeder Helle bar,
Nur Dunkel kündet ganz und gar,
Ist doch ein Stern darin zu sehen.

Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösungen von Nr. 52, Jahrgang 1906:

des Königszugs:



Und da das alte Jahr am Ziele —
Begraben wir's für immerdar!
Und fröhlich laßt mit klingendem Spiele
Marschieren uns ins neue Jahr!

des Rätsels: Flocken — Locken;
des Homonyms: Verhört.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.